

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 5 (1909-1910)

Artikel: Winterlandschaften
Autor: Kesser, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-750920>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zurück bis zu einem Beharrungszustand. Die kleinen Polkappen sind daher kein Beweis für die dort herrschende Temperatur, sondern nur eine Folge der Trockenheit der Luft, welche durch die allnächtliche starke Abkühlung bedingt wird. Wenn die Meere einmal durch den vulkanischen Staub ganz dunkel gefärbt sind, dürfte sich das Verhältnis umkehren und es dürften sich dann an den Polen ungeheuere Haufen von Schnee ansammeln.

An dem heutigen Zurückweichen der Schneegrenze des Mars können auch Pflanzen stark beteiligt sein, indem sie am Tage die Sonnenwärme auffangen, sich dabei schneller erwärmen, als der nackte Boden und zur Verdunstung des umliegenden Schnees beitragen.

Damit ist ein zusammenhängendes und abgerundetes Bild unseres Nachbarplaneten gegeben, das für die Erde deshalb lehrreich wird, weil uns der Mars in der Entwicklung voraus ist. Wir aber nennen eine solche Entwicklung Tod. — —

In jüngster Zeit wurden auch einige Ergebnisse spektroskopischer Untersuchungen des Mars gemeldet. So wurde auf das Vorhandensein von Sauerstoff geschlossen, was als Beweis für das Leben von Pflanzen gilt. In einem andern Fall wurde die oben erwähnte Trockenheit der Marsluft bestätigt. Verschiedene Zeitungen brachten irrtümlicher Weise die Meldung, es sei bewiesen, dass die Marsluft „keinen“ Wasserdampf enthalte. Die Beobachtung geht aber nur dahin, dass es unmessbar wenig oder weniger sei als in den obern zwei Dritteln der irdischen Atmosphäre, was mit meiner Erklärung übereinstimmt. Die spektroskopischen Beobachtungen sind aber so ungemein schwierig, dass sie nicht dasselbe Vertrauen beanspruchen können, wie gute Zeichnungen.

BENDLIKON-ZÜRICH

ADRIAN BAUMANN



WINTERLANDSCHAFTEN

VON HERMANN KESSER

Früher hat man den Winter nur durch die Fenster der warmen Stube betrachtet. Die dicht fallenden Flocken und die verschneiten Wege waren für die Poeten das gangbare Zubehör zur Schilderung

eines stimmungsvollen Winterabends am warmen Kamin oder erklärendes Beiwerk für die Wärmesehnsucht eines armen Landbriefträgers, der im Schnee zu erfrieren fürchtet. Erst der Naturalismus ließ unsere Dichter wieder Arm in Arm mit den wechselvollen Erscheinungen der Welt gehen und man entdeckte, gefeiert gegen die Winterabneigung der holzarmen Leute, den Zauber der Schneelandschaft, einer Landschaft, die rein und weitlinig wie das Meer ist. Der Schnee begräbt die Roheiten der Menschen in der Natur. Er begräbt, was man nicht sehen will, legt sich auf ausgefahrene, öde Straßen, deckt die Zerstörungen der Kultur in den Bergen, die Steinwüsteneien an den Bahnen, die traurigen Trümmer gefallener Wälder und alle die unschönen Furchen, die der Mensch bei seinem Einmarsch in die Alpen zog.

* * *

Als Henri Beyle, genannt von Stendhal, durch die Alpen gefahren war, machte er eine geringschätzigte Bemerkung über die Berge, an denen ihm weniger die Schönheit als die Größe auffiel. Ein deutscher Schönheitsdogmatiker, Johann Joachim Winckelmann, zog bei der Fahrt über die Alpen die Vorhänge seiner Kutsche zu, um sein an klassischen Formen verwöhntes Auge nicht an der Disharmonie der Alpenwelt zu ärgern. Das Gleiche taten die polnischen Emigranten auf der Reise nach Frankreich. Aber bei ihnen geschah es aus Furcht, über die Großartigkeit der Alpen die traurige Melancholie der heimatlichen Steppen zu vergessen. Ein Engländer jener Zeit war es, der seine Begeisterung über die Alpen in Verse fasste, das Unwirtliche der eisigen Gebirgswelt als etwas Herrliches und das Schreckhafte als etwas Großes feierte: Lord Byron, der einige Zeit auf der Wengernalp zubrachte und in der überwältigenden Bergeinsamkeit eine ersehnte Kulisse für seinen Weltschmerz sah.

* * *

Eine abendliche Eisenbahnfahrt durch winterliche Hochtäler. Alles sieht nach Schlaf und Vergessenheit aus. Kleine dicke Häuser liegen wie im Elend versunken bis an die Fenster im Schnee. Auf einem Hügel steht ein armes Kirchlein und rings herum zieht sich ein Friedhof. Die Schneehäupter der Berge ziehen in schweigender Parade in weißem Staate an uns vorbei. In unablässigem

Wechsel dreht sich das von schwarzen Tannen bekränzte Tal um uns herum. Es scheint der Eisenbahn, seinem Schicksal, auszuweichen. In der Tiefe sickert wie ein schwarzer Tintenstrom auf einer weißen Leinwand ein sulziger Bach zwischen wellig gefrorenen Rändern. Der Tannenwald zieht sich vor den Schienen zurück; er kriecht die Höhe hinauf, unten in vollen, hohen Beständen bergansteigend, nach oben zu wie ein kraftloser Bergsteiger erlahmend. Im Tale herrscht Dunkel und Nebel. Nur die Ränder des grauwallenden Kessels, in dem die Lokomotive den Zug mit sicherer Gleichgültigkeit bergauf trägt, werden von der letzten schwachen Sonne beglänzt. Alte, abgeschiedene, morsche Brücken tauchen auf, die einzigen Kennzeichen der verschneiten Straße, die das Bahngeleise begleitet. Hie und da hält der Zug. Wir sind auf einer Station und Bewegung kommt in die trägen Passagiere. Man sieht sich um, berechnet, prüft und kauft. Neues Leben kommt in das verschlafene, ewig in gleicher Reproduktion erscheinende Häuschen der Haltestelle. Dann geht es weiter. Die Lichter entfernen sich, und die Station steht wieder einen halben Tag allein, weit außerhalb des dürftigen Dörfleins. Und ich denke mir, es muß noch etwas Langweiligeres wie die Langeweile geben: Das Dasein einer kleinen Haltestelle auf einer Bergbahn im Winter.

* * *

Ein Vormittag auf einem Eislaufplatz im Hochgebirg. Ich betrachte ihn von der Hotelterrasse. Rechts von mir ist ein deutscher Backfisch mit einer durchsichtigen Bluse in einem Korbstuhl gelagert. Er sucht mit Hilfe eines Wörterbuchs einen Zolaroman zu lesen, den er sich heimlich aus der Gasthofbibliothek geholt hat. Bei den ersten Klängen der Musik auf den Sportsplätzen stellt die junge Dame das Lesen ein und verschwindet mitsamt dem Band Zola hinter der großen Glastüre. Wenige Minuten später erscheint sie mit einem mächtigen hellblauen Schleier auf der Eisbahn und fährt zierliche Bogen. Die italienische Eiskapelle spielt die Donauwellen. Die Berge und Gletscher sehen mit einem Male ungewöhnlich gemütlich aus. Es ist mir, als wenn sie nur Theaterkulissen wären und jeden Augenblick gewechselt werden könnten. Auf dem Eisrink erscheint ein Kunstläuferpaar und tanzt im Walzertakt. Ein alter Herr, der sich

hinter meinem Rücken im Liegestuhl sonnt, brummt die Melodie behaglich nach. Als die Musik schweigt, ist er eingeschlafen. Man hört nichts mehr als das Knirschen der Schlittschuhe auf der glatten Bahn und das halblaute Geplauder der Zuschauer. Eine wohlige Wärme strahlt über die Steinfliesen der Terrasse, über den gefrorenen See, den blassblauen milden Himmel, die zuckerigen Schneefelder und die spiegelglatten Flächen mit den Schlittschuhläufern. Feine Rauchstreifen, schwer und ruhig, wie der Dampf von Zigaretten in unbewegter Luft liegen zu Füßen der Bergwälder. Die Sonne scheint wärmer und mutiger. Das Leben wächst. Bejahrte Herren und Damen machen am Arme schwedischer Meister die Kinderschritte auf dem Eise, um selbst wieder zu Kindern zu werden. Buben und Mädels in roten Sportshemden und bunten Strümpfen jagen in wilden Ketten über die Bahn, fallen hin, lachen und stehen wieder auf. Ein bartloser Herr mit einem knallgelben Sweater fährt mit einer Dame in Hellgrün. Eine französische Tingeltangelsängerin in einem knappen weissen Tuckkleid läßt sich von zwei Jungen an ihrer Hermelinkrawatte ins Schlepptau nehmen und über das Eis ziehen. Die ganze Gesellschaft scheint sich zu kennen. Man scherzt und kichert. Mit steifen Fingern geigen die Musikanten ihre letzte Polka herunter. Da kommt wieder Rhythmus und Gleichmäßigkeit in die Bahn. In schön geschwungenen Linien fahren jetzt die Paare in der Runde, drehen sich, steuern in die zweite Bahn, die durch eine Schneelinie abgegrenzt ist und versuchen eine Quadrille zu tanzen. Dabei stürzt das französische Chanteuschen und die Herrenwelt rast nach dem Unglücksplatz, um sie aufzuheben. Mit diesem Intermezzo schließt der Vormittag. Die Glocken im Hotel rufen zum Frühstück. Ermattet lassen sich die Damen auf die Bänke nieder. Dutzende von galanten Händen sind tätig, um ihnen die Schlittschuhstiefel auszuziehen. Frisch und lebhaft von der Winterluft, eine dünne Puderschicht auf den roten Gesichtern, erscheinen sie in wenigen Minuten wieder beim Frühstück.

* * *

Skifahren ist ein edler und tapferer Sport, ein Wintervergnügen, bei dem die Fexerei nichts und die Leibestüchtigkeit, die biegsamen Glieder und die erprobte Bewegungskunst alles tun-

Wer nicht Skifahren kann, der kennt den Bergwinter nicht. Wer aber ein rechter Skifahrer sein will, muss eine Mischung sportlichen und artistischen Bluts besitzen, zum Beispiel hohe Dinge sein eigen nennen, die der Musiker hat: Sinn für Rhythmus und Begabung für Kontrapunkt, Harmonie und Dynamik. Kein Ton (kein Schritt) darf zufällig sein. Wie beim geruhigen Legatospiel muss alles ineinandergreifen, fließen, gleiten und schweben. Das Instrument, auf dem man übt, ist der dicht beschneite unebene und wechselgestaltige Gebirgsboden. Die Hauptsache ist der Schnee. Nur der Skifahrer weiß, was Schnee ist, weiß, wie der Schnee fügsam, launisch, störrisch, hinterlistig, sanftmütig, tückisch und gutmütig sein kann. Wenn die Sonne seine oberste Schicht tauig und feucht gemacht hat, ist er klebriger und zudringlicher als Leim. Er heftet sich wie schwerer Mehlteig an die Skibretter, und man muss stampfen und stoßen, um ihn los zu werden. Wehe dem, der vom guten und glatten Schnee so rasend vorwärtsgetrieben wird, dass ihm jedes Bewußtsein der Weg-, Stab- und Beinrichtung schwindet. Er fühlt sich in seinen eigenen Körper verwickelt, kommt sich als ein verwirrter Knäuel vor. Als eine unerklärliche Unordnung von Beinen, Armen, Stäben, Skis und schmerzhaft verzerrten und zerdehnten Muskeln, die nur ein wohlthätiger, weichrunder Fall in die mollige Kühle entscheidend und harmlos löst. Wer Pech hat, treibt in einem solch willensverlorenen Zustand an einen gediegenen Baumstamm. Es saust und splittert in ihm und um ihn. Es tut so, wie wenn man versehentlich auf etwas Hartes beißt, wenn man auf einer unbekannt dunklen Treppe ins Leere tritt oder mit einem Säbel, der im Korb wackelt, einen wahnsinnig wuchtigen Hieb schlägt.

Wohl allen, denen das Fegefeuer der Lernzeit keine ernstlichen Runen auf die Haut gezeichnet hat. Ihnen werden die Skis zu sicheren und wunderbaren Siebenmeilenstiefeln, für die alle Schnelligkeitsgesetze beseitigt sind. Sie dürfen das Letzte und Schönste kennen lernen, das herrliche, leichtfüßige Wintervergnügen, das Kampf und Spiel in einem ist, den Bodensatz der Körperkräfte herausholt und alle trägen und unbenutzten Muskeln von Faulheit reinigt. Der Skisport durchrüttelt den Körper. Jede Fahrt ist ein neues Erlebnis, ein Fest für Leib und Seele, das aufrecht und keck macht. — Ich schnalle mir die Skis unter die

Füsse, packe die Stäbe und trete mich einen sonnigen Hang hinauf. Ein lichter und blauer Morgen. In der Tiefe spärlicher Nebelduft, vergessene Nachtschatten und kaltes Licht. Auf der waldigen Talseite überm See schmale graue Dunststriche, die aufwärts streben und an der Sonne zerstäuben. Im Dorfe Kaminrauch und auf den Straßen und Plätzen erwachendes Leben. Dünnes Schellengeläute, die eintönige Musik der wenigen Lastschlitten, die in den Frühstunden auf den verlassenenen Straßen dahintröhlen, klingelt mir auf den steilen Weg nach. Ich schaue zurück. Ein einsamer Reiter hetzt seinen schlanken Gaul im Galopp über die See-Rennbahn. Er rast wie toll in der Runde und fühlt sich als starkes Schaustück des sportlichen Morgenfleißes. Vor den Gasthöfen stehen Briefträger, Diener und Kutscher. Die Eisplätze sind leer. Schneeschaufler säubern die blanken Felder. Überall, wo sich in endloser Massenödigkeit, gleichförmig und schmucklos wie Pappschachtelreihen, breite Strecken von Gasthof-Fenstern zeigen, sieht man geschlossene Läden. Noch niemand hat geöffnet, um den hellen Tag und die frische Luft hereinzulassen. Ich aber stemme mich mit den Bambusstäben den aufschüssigen Weg entlang schnaubend und heiß in die Höhe. Die hitzende Luft und der Gletscherwind treiben mir die warme Skiglut in die Wangen. Aufatmend stehe ich lange, ehe ich ins Tal zurückfahre. Die Gipfel, auf denen die goldene Sonnenspende blinkt, umschließen ein kleines, schirmendes Stück Bergland. Ein breiter Riss in den Bergmauern bietet eine Lücke ins Weite, einen Blick nach zer-rissenen, von funkeln dem Silbereis verzierten Gesteinsklippen und nach abschüssigen Wänden mit furchigen Lawinenzügen. Drei Schritte weit von mir liegen merkwürdige Schneeklötze, ineinandergerollte, schneckenhausförmige Klumpen, winzige Lawinen, die von den nahen Gipfeln in die Talschale heruntergestürzt waren. Kaum hundert Schritt lang ist die Bahn. Ich sehe die kleinen Schneelöcher am Grat, aus denen die winzigen Kugeln herausgekollert sind, sehe, wie sie überall den lockern Schnee an sich gerafft haben und wie die schmale Spur größer und größer wird. Eine einfache Rechnung, was aus den kleinen Ballen wird, wenn ihr Weg lang ist und ihr Gewicht und ihre Eile unermesslich wächst. Dünne, kaum sichtbare Streifen, die nebeneinanderlaufen und sich treulich wie eine doppelte Radspur schweifen und wen-

den, die Zeichen des letzten Skifahrers, der auf der Höhe war, weisen mir den Weg nach der Tiefe. Ich folge den halbverwehten Linien und komme bald in Not. Ein Teufelskerl, ein Mensch, dem kein Sprunghügel zu steil und kein Schneefeld zu abschüssig war, muss der rätselhaft tolle Skiläufer gewesen sein, der mir die halbverschneiten Rinnen wegweisend in den Schnee gegraben hat. Er war zu draufgängerisch losgegangen. An einer Stelle, die ich im sanften Zickzack nehme, ist er beinahe senkrecht hinuntergefahren und unten, ich seh' es genau, hat ihn die steile Bergwucht förmlich in den Schnee hineingespießt. Geschieht ihm recht. Und nun wird seine Spur lahmmer und zahmer. Ich glaube zu erkennen, dass sich der kühne Mann den rechten Fuß verstaucht hat. Ich aber fliege über weiche wellige, Hügel und struppiges Unterholz ins Tal zurück.

* * *

Hoch steht die Sonne über den glitzernden Triften. Der Himmel ist in eine flimmernde Glut getaucht. Strahlendes Licht umwogt das Schneeland und die Menschen. Auf den waldumrankten Schneeegründen schießen weibliche und männliche Skifahrer, und solche, die es werden wollen, unermüdlich hin und her. Der Schneeboden ist von unzähligen Furchen zerpflegt. Er sieht wie ein blanker Tisch aus, den mutwillige Hände spielend verkratzt haben. Weiße Tücher und farbige Mützen flattern durch die sonnige Luft. Kinder fahren auf riemenbreiten, schwarzlackierten Skiern. Ein Skimeister im knappen, dunkelblauen, norwegischen Trikot erklärt die Künste des Telemarschwungs. Ein schwarzlockiger, junger Herr, der kühn der engen Skitracht zuliebe das Geheimnis seiner sichelförmigen Beine preisgibt, versucht den Telemarschwung mit Eifer und Zorn und wühlt sich als ein zappelnder Gliederhaufen im tiefen Schnee herum. Eine entzückende, junge Frau, die viel fester auf ihren Skiern steht, lacht ihn tüchtig aus. Ärgerlich löst er endlich die Sichelbeine aus ihren ledernen Banden. Dabei fällt ihm der Kneifer von der Nase und er schimpft ganz gewaltig. Drei Herren, Zuschauer, stehen in der Nähe auf der Plattform eines kleinen Wirtschaftshauses. Einer zückt seinen Kodak und lässt ihn wieder sinken. Alle drei sehen sehr gelangweilt aus.

Ich höre folgenden Dialog:

„Nu, willste nich' tippen . . .?“

Pause.

„Nee, is' mer zu platt.“

Wieder eine lange Pause.

Dann wenden sie sich ab, und der Dritte sagt nachdrücklich, langsam und schalkhaft „Kinner . . . Kinner . . .“

Und auf alles das scheint die Wintersonne herab.

* * *

Es ist schwer, sich auf die Menschen abzustimmen, die den Sport und den Aufenthalt an Kurorten als einzigen Gehirnberuf treiben. Man kommt nicht gleich in den richtigen Ton hinein. Man muss durch ein Training gehen.

Beim Totalisator auf der Skikjöringbahn traf ich jüngst meine Tischnachbarin. Sie trug eine weiße Zipfelmütze mit einer strohgelben Quaste. Auf ihrer Brust glänzten zwei große Medaillen aus Blech. Mein Blick glitt aufmerksam über sie hin. Die Dame fing ihn gütig lächelnd auf, schielte auf die schöne Wölbung ihres Sweaters herunter, fingerte an den Medaillen und frug sicher und stolz: „Das kennen Sie wohl?“ Mir kam eine heiße und rote Verlegenheit und ich zuckte die Achseln. Da aber wurde das forsche Mädchel kühl und spitz. „Sportsfest 19 . . . in . . .“ (Den Namen verstand ich nicht. Es klang so ähnlich wie Trottelboden), rief sie verschnupft und drehte mir ungnädig den Rücken. Beschämt und leise kam ich zwei Stunden später zum Frühstück. Ein neuer Gast war gekommen, ein Bildhauer, mit dem ich mich über Segantini, Maloya und St. Moritz unterhielt. Das Sportsmädel hörte nur wenig zu. Plötzlich, als das Wort Denkmal laut wurde, mischte sie sich ins Gespräch. „Segantini . . . Segantini“, wiederholte sie nachdenklich und forschend, „das ist wohl der famose Crestafahrer, der damals verunglückte, und der jetzt ein Denkmal kriegen soll?“ Wir klärten bescheiden den Irrtum auf, aber die Stimmung war weg. Abends saß das Sportsmädel an einem andern Tisch und seither war ich für sie Luft.

(Schluss folgt)

□ □ □